Nr. 18 Leipzig, den 24. April 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837a)

Insertionsgebühr: Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Das erste Bibelblatt — Die leibliche Auferstehung Jesu Christi. 4. Die Visionshypothese; 5. Ergebnis — Die Suchenden unter unsern Gebildeten und ihre Gewinnung für die Kirche. Briefwechsel eines Lesers mit dem Herausgeber. 3. Zweiter Brief des Herausgebers — Der „Friedensschluß" mit Rom eine rein politische Frage? — Ludwig Uhland — Bücher und Schriften: Neue Christoterpe; Illusionen und Ideale — Aus dem Gustav-Adolf-Verein: Gustav-Adolf-Predigten des Dr. v. Criegern; Gustav-Adolf-Bild; Liebeswerk der Frauenvereine; Vom Hauptverein der Provinz Sachsen; Czernilow in Böhmen

Das erste Bibelblatt

Wir schlagen das erste Blatt unsrer Bibel auf. Ein Bild von majestätischer Hoheit und Ruhe entrollt sich da vor unsern Augen. In markigen, scharfen Strichen ist es entworfen. Wir kennen's von Jugend auf: In das finstre Chaos, über dem aber schon der Leben wirkende Gottesgeist schwebt, bricht das Licht; fortan wechseln Tag und Nacht. Es teilen sich die Wasser des Himmels und der Erde; obenhin wölbt sich das Firmament. Unten auf Erden scheiden sich Länder und Meere — das Trockne wird mit lebensfrischem Grün überzogen. Das Gerüst der Welt steht fertig da. Nun geht's an den Ausbau. Helle Lichter werden an den Himmel gestellt: Sonne, Mond und Sterne. In der Luft und im Meere fängt es an, sich zu regen von Vögeln und Fischen. Dann wird das Land mit allerlei Getier bevölkert. Und in dem zu Gottes Bilde geschaffenen Menschen wird der Schöpfung die Krone aufgesetzt. „Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer." Und Gott ruhete am siebenten Tage und heiligte ihn zum Ruhetag.

Ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der stillen Majestät des ersten Bibelblattes und dem Streite, der darüber entbrannt ist! Erbitterter Eifer auf der einen, mitleidiges Lächeln auf der andern Seite — wir meinen: das eine mit ebenso wenig Grund, wie das andre.

Erhabenen Schrittes geht die Geschichte dahin, von dem wirren Chaos anhebend, bis sie bei dem Ziele der Schöpfung, dem Menschen, stille steht und mit dem Berichte von der Ruhe Gottes abschließt. Auf ein Gemüt, das für einfache, großartige Schönheit aufgeschlossen ist, wird sie nie des Eindrucks verfehlen. — Und doch! Sollte der Bericht des äußern Herganges das sein, worauf es eigentlich ankommt? Und sollte das der rechte Gebrauch des ersten Kapitels der heiligen Schrift sein, mit Berufung darauf denen entgegenzutreten, die auf Grund gewissenhafter Forschung den Gang der Erdentwicklung in seinem äußern Verlaufe anders darstellen? — Wollten wir doch lernen, anstatt der Schale den Kern zu nehmen! Wollten wir doch die Bibel aufschlagen, nicht als Lehrbuch der Physik oder Geologie, sondern als das Buch, in dem das „lebendige Wasser" zu finden ist, welches den Durst der nach Gott rufenden Seele stillt!

Das ist für mein inneres Leben ohne Bedeutung, ob Sonne, Mond und Sterne am vierten Tage geschaffen sind oder ob einst die Erde von der Sonne abgeschleudert wurde. Das macht für mein Glauben, Lieben, Hoffen nichts aus, ob da erst die ersten Tiere geschaffen wurden, als die Vegetation bereits in ihrer jetzigen Gestalt fertig war, oder wie es sonst damit gewesen sein mag. Mag darüber die exakte Forschung mit ihren Mitteln entscheiden!

Aber das hebt mich hinaus über die Erdennot, wenn mir aus dem kurzen Worte: „Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht" das Bild meines Gottes entgegenleuchtet als dessen, der alle Dinge in seiner allmächtigen Hand trägt, ohne dessen Willen auch mir kein Haar gekrümmt wird. — Und wenn der Bericht eines jeden Schöpfungstages in immer wiederkehrendem Rhythmus schließt: „Und Gott sahe, daß es gut war" — so darf ich da ahnungsvoll in das gütige Vaterherz Gottes hineinschauen, das sich uns in Christus in völliger Offenheit erschlossen hat. Ahnungsvoll wird mir nun zur Offenbarung der Gottesliebe der blaue Frühlingshimmel mit seinen lichten Wolken, das stille Leben der Anemone und Schlüsselblume draußen im Walde — wie das Brausen des Sturmwetters und das Rollen der Meereswoge. Da ist's mir, als berührte mich beruhigend meines Gottes Odem, wenn jetzt die linden Lüfte wieder erwachen und mich umwehen.

Und wenn sich die Rede dann feierlich hebt, wo sie bei dem Menschen anlangt und in die Worte überquillt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn" — da fühle ich heraus, wie die ganze Welt nicht imstande ist, den Schaden der Seele aufzuwiegen. Da lerne ich das alte Wort verstehen: „Das Menschenherz ist so groß, daß es nicht Ruhe findet, es sei denn in Gott." Da sehe ich meine Sünde nicht mehr an als eine nun einmal in meiner Natur begründete Unvollkommenheit, sondern lerne sie fühlen als meine Schuld.

Und du, der du vom Morgen bis zum Abend in deinem Tagewerke dich mühst und plagst — hebe dein Haupt empor! Dein Adelsbrief ist alt. Auf dem ersten Bibelblatte steht er geschrieben. „Machet sie euch unterthan und herrschet über sie!" Damit ist die Erde den Menschenkindern übergeben. Lerne deine irdische Arbeit ansehen als deines Gottes Werk — dann wird auch sie dir zum Gottesdienst und zu einem heiligen Werke.

Und wenn ich zuletzt von dem Ruhen Gottes lese, dann wird es auch mir sabbathlich zu Sinne; ich ahne, wo meine Kraft zu neuem Schaffen sich verjüngen kann, will sie erschlaffen; ich verlange nach dem „Stillesein vor dem Herrn". . . .

Hat das religiöse Gemüt kein Recht, störend in die exakte Forschung einzugreifen, so thut sich uns hier ein Gebiet auf, darin diese ihr Recht verliert; was sich uns auf dem ersten Bibelblatte an religiösem Gehalte enthüllt, das fällt nicht in den Bereich des Fernrohrs. Und kein Mikroskop ist scharf genug, es als giltig oder ungiltig zu erkennen. Die Gewißheit davon ruht auf einem andern Grunde. Auf dem Wege eigner, lebendiger Erfahrung wird sie als Kampfpreis errungen — auf dem Wege, von welchem Christus redet, wenn er spricht: „So jemand den Willen dessen thun will, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede."

H W

Die leibliche Auferstehung Jesu Christi

4. Die Visionshypothese

Die Visionshypothese will den Auferstehungsglauben der Jünger aus Visionen erklären, welche sie nach dem Tode Jesu gehabt und für Erscheinungen des Auferstandnen und Erhöhten gehalten haben.

Vor dieser Erklärung ist schon mancher deshalb erschrocken, weil er meinte und ihm auch gesagt wurde, daß dadurch das ganze Christentum untergraben, sein Ursprung auf Selbsttäuschung und schwärmerischen Irrtum zurückgeführt würde. Allein müßten denn jene Visionen unbedingt Selbsttäuschungen gewesen sein? Könnten sie nicht Wahrheit enthalten und objektive Realität besessen haben, nämlich Offenbarungen des erhöhten Christus an seine Jünger gewesen sein? Als solche „objektive“ Visionen werden die im Neuen Testamente berichteten Christuserscheinungen gegenwärtig von vielen aufgefaßt. Sie dürfen sich darauf berufen, daß die Urkunde des Christentums selbst von solchen Visionen der Jünger erzählt, und welchen Wert dieselben solchen Visionen beigemessen haben. Sie haben die Gesichte, die sie hatten — so Petrus in Joppe, so Paulus in Troas und im Tempel zu Jerusalem (vgl. Apostelg. Kap. 10, 16 und 22) — nicht für Erzeugnisse ihres Geistes gehalten, sondern für gottgewirkte Offenbarungen an ihren Geist.

Und selbst wer sich zu dieser gläubigen Auffassung der urchristlichen Visionen nicht entschließen kann, braucht darum noch nicht das ganze Christentum auf Selbsttäuschung zurückzuführen. Er kann dabei beharren, daß den Visionen der Glaube vorausgehen mußte, daß nur ein solcher Christusvisionen haben wird, welcher lebendigen Glauben an Christum hat, und daß deshalb die Visionen, welche die Jünger Jesu nach dem Kreuzestode ihres Meisters erlebten, nur Beweise und Erzeugnisse ihres unvertilgbaren Christusglaubens waren, eines Glaubens, den selbst die furchtbare Katastrophe in Gethsemane und auf Golgatha nicht zu vernichten vermocht hatte. Auf diesem Glauben ruhte also auch für solchen das Christentum und die Kirche.

Ja, wir müssen noch einen Schritt weitergehen. Selbst wenn die Visionshypothese für das Christentum bedenklich wäre, so könnte das ein Grund zu ihrer Verwerfung doch nur für den christlichen Glauben sein, nicht aber für die geschichtliche Forschung. Hier entscheidet jedenfalls allein die Frage, was zureichend ist, nicht die andre, was wertvoll ist. Viel zu sehr ist die letztere Frage in die Verhandlungen über die Auferstehung Jesu Christi gezogen worden, und am Ende hält doch jeder gerade seine Auffassung für die des Christentums würdigste und dem Christenglauben wertvollste.

Zu einer Entscheidung kann nur die Frage führen: Welche Hypothese erklärt den Auferstehungsglauben der Jünger Jesu? Thut dies die Visionshypothese? Wir müssen sagen: Nein. Und für uns spricht das Verfahren der Vertreter dieser Hypothese selbst. Entweder nämlich halten sie an dem kirchlichen Begriffe der leiblichen Auferstehung als dem biblischen fest — und dann nehmen sie andres außer den Visionen für die Erklärung zu Hilfe; oder sie erklären den Auferstehungsglauben der Jünger genügend aus den Visionen — dann ändern sie den Auferstehungsbegriff bei den Jüngern.

Zu Hilfe genommen hat man den jüdischen Standpunkt der Jünger, dem die Seele ohne Leib ein bloßer Schatten war, weshalb sie von dem Gedanken aus, daß Jesus lebe, notwendig auf die Vorstellung der Wiederbelebung seines Leibes kommen mußten. Aber da ist der jüdische Standpunkt zu Gunsten der vorgefaßten eignen Meinung verschoben; dieser war nämlich der, daß die Seelen der Verstorbenen, der verstorbenen Gerechten, nicht völlig leiblos im Paradiese lebten, sondern nach dem Tode ein himmlisches Lichtkleid empfingen. Ist diese Vorstellung aber die Vorstellung der Jünger Jesu von der Auferstehung ihres Herrn? Keineswegs. Und doch hätten sie sich bei jener jüdischen Vorstellung ganz wohl beruhigen können, falls sie Visionen hatten, die ihnen ja sagten und bewiesen, daß Jesus im Himmel als Gerechter lebe!

Oder man hat behauptet, dem Judentum, welches die Jünger Jesu beherrschte, sei der Hades minder fest verschlossen gewesen, als uns das Grab. „Ein Antipas konnte in Jesu den auferstandenen Täufer fürchten; die Pharisäer konnten der Rückkehr des Elias warten, und das Volk meinte bald diesen, bald Jeremia, bald einen andern auferstandenen Propheten vor sich zu haben, wenn Jesus sprach“ (Hausrath). Aber das war doch nicht so gemeint, daß der Leib eines Verstorbenen, wieder lebendig gemacht, noch einmal erscheine, sondern nur so, daß der Geist eines Verstorbenen in einem Lebenden Wohnung gemacht habe; und von einem verklärten Leibe ist erst recht keine Rede dabei.

Mit besonderm Nachdruck hat man sich, um den Auferstehungsglauben der Jünger ohne das Wunder der Auferweckung des Leibes und durch Visionen zu erklären, auf die Wiederkunftshoffnung der Jünger Jesu bezogen, welche Jesus besonders vor seinem Leiden in ihnen erweckt hatte und welche ohne Zweifel in ihnen mächtig gewesen ist. „Sollte Jesus bei der demnächstigen Auferstehung der Toten wiederkommen als der Weltrichter, so konnte das Grab ihn nicht festgehalten haben“ (Hausrath). War dieser Schluß notwendig? Konnten sich die Jünger nicht vollständig bei dem Gedanken beruhigen, daß ihr Herr, mit einem himmlischen Lichtleibe umkleidet, im Himmel lebe und in dieser Herrlichkeit vom Himmel wiederkommen werde? Woher doch ihre Vorstellung von der Auferweckung und Verklärung des begrabenen Leibes Jesu? Aber: „Das Vertrauen auf die Verheißung seiner Wiederkunft schlug sofort auch um in den Glauben an seine Auferstehung, die für das Bewußtsein der ersten Christen Bedingung der Wiederkunft war.“ Ich meine vielmehr, daß die Erhöhung Jesu, über welche die Jünger gehabte Visionen vergewissert haben konnten, für sie die einzige Bedingung seiner Wiederkunft sein mußte. Die Gewißheit mußten sie gewonnen gehaben, daß der Gekreuzigte lebe. Diese Gewißheit konnten ihnen auch Gesichte des Herrn geben, nicht aber den Glauben, daß er mit seinem Leibe auferstanden sei.

Das Recht dieser unsrer Einwände hat ein Vertreter der Visionshypothese, Holsten, mittelbar zugestanden, indem er nachzuweisen versucht, daß sich der ursprüngliche Auferstehungsglaube der Jünger garnicht auf den begrabenen Leib Jesu bezogen habe, sondern sein Inhalt dieser gewesen sei: „In dem Kreuzestode hat sich der Geist Christi von dem toten Gefäße des Erdenleibes getrennt, ist vom Freitag bis zum Sonntag nackt im Scheol als ein Toter bei den Toten gewesen, am dritten Tage aber durch die Allmacht Gottes aus dem Reiche der Toten wieder heraufgeführt, mit einem neuen Lichtkleide umkleidet und durch alle Himmel bis ins himmlische Jerusalem, den Aufenthaltsort Gottes, erhoben, wo er nun, zur Rechten des Höchsten sitzend, von hier aus als König bis zum Ende sein Königreich verwaltet, und von wo aus er sich seinen Jüngern in Visionen geoffenbart hat.“ Erst später sei dieser ursprüngliche Glaube geändert und in die Vorstellung einer Auferweckung des Leibes Jesu vergröbert worden. Wir müssen sagen: Hätte der Glaube der Jünger wirklich jenen Inhalt gehabt, dann hätte die Visionshypothese ihre Aufgabe vollständig gelöst; sie hätte den Jüngerglauben ganz und gar erklärt. Aber wir haben oben erkannt, daß der Jüngerglaube, auch der Glaube des Apostels Paulus, anders geartet, der Glaube an die Auferweckung und Verklärung des Leibes Jesu gewesen ist. Und daran scheitert auch diese Wendung der Visionshypothese, von der wir also sagen dürfen, daß sie ihre Aufgabe bis jetzt noch nicht gelöst hat, den Auferstehungsglauben der Jünger Jesu genügend zu erklären.

---

5. Das Ergebnis

Aus dem Dargelegten folgt, daß die geschichtliche Forschung bis zu dem Punkte gelangt: die Jünger Jesu haben durch die Erscheinungen Jesu die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit seinem Leibe aus dem Grabe auferweckt worden ist; sie sind durch den Auferstandenen selbst von diesem wunderbaren Ereignis überzeugt worden, und die einzig zureichende Erklärung ihrer Ueberzeugung ist die Anerkennung der Thatsächlichkeit dieses Ereignisses: Christus ist mit seinem Leibe auferstanden.

Die geschichtliche Forschung wird sich gegen dieses Ergebnis unsrer Untersuchung vielleicht sträuben; aber nicht aus historischen,

sondern aus prinzipiellen, sagen wir getrost: dogmatischen Gründen. Die Natur des Ereignisses selbst, nämlich seine Uebernatürlichkeit, nicht die Mängel der Berichterstattung und die Lückenhaftigkeit der geschichtlichen Zusammenhänge, sind und bleiben das starke Motiv zu Mißtrauen und Zweifel. Uns muß genügen, die völlige Unzureichendheit derjenigen Hypothesen nachgewiesen zu haben, welche dem Jüngerglauben eine andre Unterlage geben wollten, als deren eignes Zeugnis. Es muß schließlich jedem Geschichtsforscher überlassen bleiben, an welchem Punkte er Halt macht, ob er auf jede Aussage verzichten will, sowie er das Reich des Unbegreiflichen berührt. Eine solche Bescheidung müßten wir achten; aber sie ist dem nicht zuzumuten, dem der Unbegreifliche sich offenbart hat, dem das Uebernatürliche zum Lebenselement geworden ist.

Das ist gewiß für den christlichen Glauben ein Resultat von großem Werte. Ich möchte denselben nach dem Werte bemessen, welchen die Erfahrung der Wunderthaten Jesu einst für seine Jünger gehabt hat. Sie hat ihren Glauben an Jesum als den Christus nicht erzeugt, wohl aber mächtig bestärkt. Sie hatten bereits jenen Glauben, bevor sie ein Wunder von ihm gesehen; Jesu Persönlichkeit und seine Lebensworte und ihre Sehnsucht nach dem Messias hatten sie rasch zu seinen Jüngern gemacht (vergl. Joh. Kap. 1, 35 fg. und 6, 67 fg.). Aber doch wird nach dem ersten Wunder, dessen Zeugen sie gewesen waren, besonders betont: „Und seine Jünger glaubten an ihn." Und Petrus hebt in seinem entscheidenden Bekenntnis zu Jesu als dem Christus beides hervor: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus" (Joh. 6, 69). Eine solche Stärkung und Vergewisserung unsers Glaubens an Jesum Christum kann und wird auch die auf dem Wege geschichtlicher Forschung gewonnene Ueberzeugung für uns sein, daß Jesus am dritten Tage durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt worden ist.

Aber diese Ueberzeugung hat noch mehr und wichtigeres zu bedeuten. Der Apostel Paulus hat 1. Kor. 15 an die Spitze seiner Widerlegung des Zweifels an der Auferstehung der Toten die Thatsachen der Auferstehung Jesu am dritten Tage und der Erscheinungen des Auferstandenen vor seinen Jüngern gestellt und daraus den Schluß gezogen: „Wenn aber — eben auf Grund jener Erfahrungen — gepredigt wird, daß Christus auferweckt worden ist, wie können etliche unter euch sagen, daß es keine Auferstehung der Toten gebe?" und weiter geschlossen: „Nun aber Christus auferweckt worden ist von den Toten, so ist er der Erstling unter denen, die da schlafen. Der Anfang ist Christus, dann aber die, welche Christi sind, bei seiner Wiederkunft." Dann bei der Erörterung der andern Frage: „Mit was für einem Leibe werden die Toten auferstehen?" weist er ausdrücklich auch auf den andern Menschen, Jesum Christum hin, dessen Auferstehungsleib nicht irdisch, sondern himmlisch, geistig sei. Er schließt mit dem Aufweis der Ordnung, in welcher die Auferstehung der Toten und die Verwandlung der Lebenden bei der Wiederkunft erfolgen werde. Da haben wir eine deutliche Antwort auf die Frage: Was folgt aus der Gewißheit, daß Jesus Christus aus dem Grabe auferweckt worden ist? Diese Gewißheit begründet die christliche **Auferstehungshoffnung**. Und diese Hoffnung wird nun ein Moment in unserm **Osterglauben**. Das „und ihr sollt auch leben" der Osterverheißung des Herrn heißt nun nicht nur: Wir sollen leben durch ihn und mit ihm, sondern auch: bei ihm in seiner Herrlichkeit und wie er mit einem Leibe der Herrlichkeit. Und mit dieser Osterhoffnung im Herzen sind wir mitten im Tode vom Leben umfangen und trösten uns an den Särgen und Gräbern unsrer Lieben: Auf Wiedersehen bei dem auferstandenen und erhöhten Herrn! St

---

Die Suchenden unter unsern Gebildeten und ihre Gewinnung für die Kirche

Briefwechsel eines Lesers mit dem Herausgeber

3. Zweiter Brief des Herausgebers

Sie werden es, hochgeehrter Herr, einem Landpfarrer gern zu gute halten, wenn er unter der ebenso reichlichen wie ernsten und erhebenden Arbeit der Passionswoche sich alles Briefschreibens nach Kräften entschlägt. Und so erbitte ich mir zur Beantwortnng Ihres herzlich willkommenen zweiten Briefes einen geringen Aufschub. Gleichwohl sollen Sie auch heute nicht nur diese wenigen leeren Zeilen haben. Ich bin so glücklich, Ihnen einen Freund vorstellen zu dürfen, den ich zwar selbst nicht kenne — denn er hat mir bisher seinen Namen verschwiegen —, der sich aber mit einem solchen Verständnis unsers Zwiegesprächs bemächtigt hat, daß ich meine, wir können alle beide von ihm lernen.

Bald nach Ausgabe unsrer Nr. 15 erhielt ich mit dem Poststempel A. i. V. von einem „Laien unter den Lesern" dieses Blattes einen Brief, der nach einem minder belangreichen Vorspiel sich über das von Ihnen angeschlagene Thema in einer Weise verbreitet, die mich entzückt hat. Dies mag ja seinen besondern Grund haben, daß ich in den Ansichten des Unbekannten trotz einigen mir fremden Formeln in überraschender Einhelligkeit meine eignen wiederfand. Ich hätte es nicht so gut sagen können. Ob Sie sich wohl auch ganz damit befreunden werden? Aber wenn Sie gleich unsern Standpunkt nicht völlig teilen sollten, so werden Sie doch nicht ohne Freude die Ausführungen lesen, die ihr erster Brief hervorgerufen hat. Ich lege sie also bei. Und damit für heute Gott befohlen. R

* * *

... Religion ist Leben, Gesinnung und That und hat vorerst nichts mit allen den Fragen des Ausgleichs zwischen Glauben und Wissen zu thun, welche, so lange sie gestellt werden mögen, Probleme der Philosophie bleiben. Es ist erhebend, mit welchem Scharfsinn uns dieselbe bis hinaus an die äußersten Grenzen ihres metaphysischen Denkens führt, um dann im besten Falle uns vor Probleme zu stellen, denen gegenüber der Einzelne sich zustimmend, aber auch ablehnend verhalten kann. Und zu demselben Ziele führen uns die Moralphilosophen, mit denen wir zwar das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, eine Vergeltung **fordern**, von **strikten Beweisen** hierfür aber absehen müssen. Es ist nun einmal so, daß aller Forschung, ob sie auch noch so scharfblickend in die Tiefen der Spekulation oder der Natur eindringe, unenträtselbare Geheimnisse genug übrig bleiben, sodaß wir mit Geibel sagen können:

> Zerlege nur und ruhe nimmer —
> Wie fein dein Scharfsinn mißt und trennt,
> In allem Höchsten bleibt dir immer
> Ein unergründlich Element.

Wäre es nun nicht recht kläglich um Religion und religiöses Wesen bestellt, müßten sie ihre Existenzberechtigung abhängig sehen von der endgiltigen Erledigung der vom „Suchenden" angeregten philosophischen Fragen? Alle Achtung vor jedem ernstlichen Bemühen in dieser Richtung, vor den fieberhaften Anstrengungen, welche in neuester Zeit zur Erzielung einer einheitlichen Weltanschauung gemacht worden sind, aber Religion und religiöses Leben hängen nimmermehr von ihnen ab. In diesem Sinne kann man sich ganz und voll zu dem Inhalte der andern Geibelschen Worte bekennen:

> Studire nur und raste nie,
> Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen.
> Das ist das End' aller Philosophie,
> Zu wissen, daß wir **glauben** müssen.

Natürlich verstehe ich unter **Glaube** nicht den üblichen Chroniken- und Historienglauben, welcher die Wunder der heiligen Geschichte anstaunt und wohl auch die Leiden des Herrn mitleidig beweint, im Menschenherzen aber alles beim alten läßt, sondern eine den natürlichen Willen des Einzelnen bezwingende Kraft, welche ihre Wirkung in einer völligen Durchdringung des innersten Kernes der Persönlichkeit mit dem in Christo offenbarten göttlichen Willen zeigt und als letzte Frucht einen so selig gewissen, so felsenfesten und siegessichern Idealismus schafft, wie wir ihn an unserm Luther immer von neuem bewundern müssen. Und Religion? Sie ist dem Ergriffenen nimmermehr ein für sich bestehendes Geschäft, das man abgesondert von andern Geschäften, etwa an gewissen Tagen, zu bestimmten Stunden treiben könnte, sondern der innere Geist, der all sein Denken und Han-

deln durchdringt und belebt, sie ist ihm kein Kodex von Paragraphen, sondern ein Leben der Seele in Gott, die Erhebung des endlichen Geistes aus seiner Naturbedingtheit zur Gemeinschaft mit Gott als dem unendlichen Geiste (Biedermann).

Da also Religion und Glaube vor allem Leben, innerstes persönliches Leben sind, so werden wir auch nur durch Aenderung unsers inwendigen Menschen zu diesem neuen Leben kommen und nicht durch Philosophiren und Spekuliren. Bedenken wir nur recht, was uns den Blick verfinstert, was uns mutlos und vertrauensschwach macht, so ist es nicht die im Gefolge der Forschungsresultate eingetretene Veränderung in unsrer Weltanschauung, sondern die nur langsam fortschreitende Veränderung unsers inwendigen Menschen zu immer größerer Vollkommenheit, die uns aus Unzufriedenheit mit uns selbst nicht zu der Freude der Kinder Gottes kommen lassen will. Hier muß demnach auch der Hebel angesetzt werden, und zwar von jedem einzelnen Menschen an sich selbst, mit Ernst und Ausdauer. Das Göttliche ist in jeden hineingebildet; aber jedem wird nur so viel davon kund, als er wieder aus sich herausbildet. Darum mutig ans Werk und treu bis ans Ende! Erst durch ein göttlich Leben wird der Mensch Gottes inne (Jakoby). Dann aber, im Besitze dieses höchsten Gutes und zugleich mit unzerreißbaren Liebesbanden an dasselbe gebunden, steht der Mensch der Welt erst wahrhaft frei gegenüber.

Und wenn es nun anerkannte Thatsache ist, daß das Urteil des Menschen seine Bedeutung und seinen Wert erst durch den Grund erhält, auf dem es steht, daß es vor einseitiger Richtung am ehesten dadurch bewahrt bleibt, wenn es von sittlichem Gefühle und von den Regungen eines geschärften Gewissens getragen wird, so ist schon hieraus ersichtlich, welche Bedeutung ein sittlicher Charakter und wirkliche Religiosität bei allen Ueberlegungen in ernsten Lebensfragen haben müssen, auch in denen des „Suchenden.“ Dem Charakter von religiöser Weihe ist die Liebe zur Wahrheit nicht mehr eine bloß gelegentliche Regung, sondern eine stehende Lebensregel, und die Forschung kein Zeitvertreib, sondern ein Dienst, dem Höchsten dargebracht.

Also erst auf dem umgerodeten Boden der Selbstsucht dem Herrn einen Tempel bauen, den Treue, Gerechtigkeit und Liebe schmücken, und dann die Rätsel des Lebens zum Gegenstand der Spekulation erheben — dieser Weg und kein andrer wird uns zum Ziele führen. So bleibt die Frage: »Was muß ich thun, daß ich selig werde?« auch noch heute wie zu jeder Zeit die erste und wichtigste Lebensfrage für Gelehrte und Ungelehrte.

Der „Friedensschluß“ mit Rom eine rein politische Frage?

Die Rede, mit welcher Fürst Bismarck am 23. März im Herrenhause die neue kirchenpolitische Vorlage begründete, war ein außerordentlich bedeutsames Ereignis. Mit gewohnter rückhaltloser Offenheit und realistischer Klarheit hat er darin seine Stellung zur römischen Kirche ausgeführt und begründet. Der einzige Gegner der Vorlage, der vorher gesprochen, der greise Beseler, wurde unwirsch und spöttisch abgefertigt, obwohl seine preußisch-deutsche Gesinnung etwas länger und gründlicher erprobt ist, als diejenige der neuen römischen Freunde des Staates. Auch über die Erregung des protestantischen Gefühls wurde rasch und mit Achselzucken hinweggegangen. Die Frage sollte ausschließlich vom politischen Standpunkte aus angefaßt und entschieden werden. Dieser Standpunkt wurde ebenso dem konfessionellen wie dem Fraktions- und dem juristischen Standpunkte entgegengestellt. Es handle sich um einen Friedensschluß von Macht zu Macht.

Weite Kreise wurden durch diese Rede und die von ihr entwickelten Grundsätze schmerzlich betroffen, und gerade in den wahrhaft nationalen Kreisen hat auch die Autorität des Fürsten Bismarck es nicht vermocht, die schweren Bedenken zu zerstreuen, welche sich dagegen erhoben. Ist diese Frage wirklich nur eine politische? und wenn sie das wäre, ließe sie sich dann in so einfacher, geradliniger Weise lösen? Ist die Kurie wirklich nur eine auswärtige Macht wie Oesterreich, Frankreich, Rußland? Läßt sich also durch einen Friedensschluß mit ihr dasselbe erzielen, wie diesen Mächten gegenüber?

Es ist dem Fürsten Bismarck schon oft vorgeworfen worden, daß er die kirchlichen Fragen der Gegenwart nur als politische Machtfragen behandle, dagegen das nötige Verständnis der unermeßlichen Bedeutung derselben für die nationale Kultur und Gesittung vermissen lasse, daß er eben darum auch trotz seiner persönlichen warmen evangelischen Frömmigkeit als Staatsmann die Bedeutung der evangelischen Kirche für Staat und Volksleben verkenne, weil er diese, die grundsätzlich nicht äußere Macht sein will, lediglich nach dem Gesichtspunkte politischer Macht beurteile und ihre stille Arbeit an der nationalen Bildung und Erziehung nicht in Betracht ziehe. Seine neue Rede wird diesen Eindruck nur verstärken können.

Unsre nationale Kultur ist ebenso wie die preußische Geschichte in eminentem Sinne protestantisch. Wie der preußische Staat emporgekommen ist unter dem Fluch und Haß der Kurie und der katholischen Staaten Europas, so wurzelt unsre Kultur bis auf den heutigen Tag in allen ihren Zweigen, in ihren realen wie idealsten Beziehungen auf dem Ertrag der Reformation. Eben darum ist es die seit zwei Menschenaltern mit erneuter und in unsern Tagen mit leidenschaftlicher Hitze aufgenommene Bemühung der römischen Elemente in und außerhalb des Reiches, die katholische Bevölkerung von dieser nationalen Kultur abzusperren, ihr die Freude und den Stolz daran zu vergällen und den Haß und Argwohn gegen sie auch über die Grenzen hinüber in die dem Katholizismus nahestehenden protestantischen Kreise zu tragen. Wer sich im Leben oder in der Literatur über die verschiednen Typen und Charaktere, die ihm in den beiden Konfessionen begegnet sind, Rechenschaft gegeben hat, der wird sich dem Eindruck nicht haben entziehen können, daß die besten unter ihnen, diejenigen, welche ihm als bezeichnende Vertreter guter deutscher Art entgegentreten, selbst wenn sie nicht in äußerm Zusammenhang mit der evangelischen Kirche stehen, mehr oder weniger den protestantischen Typus aufweisen, während gerade die ausgesprochenen Produkte römischer Erziehung und Schulung ein Gesicht zeigen, welches der deutschen Art fremd ist, von ihr nicht anerkannt wird. Es ist bekannt, wie eben darum die Ergebnisse jahrhundertelanger ausschließlich römisch-jesuitischer Volkserziehung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die deutschen Regenten katholischer Territorien gezwungen haben, ihre Länder der protestantischen Kultur zu öffnen und protestantische Pioniere zu berufen, um nur Volk und Land vor der vollständigen Versumpfung zu retten.

Es ist also schon darum unmöglich, die Frage lediglich als eine Frage zwischen zwei politischen Mächten anzusehen. Ja es ist nicht einmal die Hauptfrage, wieweit die römische Kirche dem Staat seine Macht entwinden kann, wieweit, um den Ausdruck des Fürsten Bismarck zu gebrauchen, die Würde und Hoheit des Staates gewahrt bleibt. Die Hauptfrage ist und bleibt vielmehr, wieweit die breiten Grundlagen unsers deutschen und preußischen Wesens, die Grundlagen der Gesundheit und Größe preußischer und deutscher Geschichte durch die römische Kirche bleibend sollen untergraben werden dürfen, wieweit diese Freiheit bekommen soll, ihren ganzen Apparat zu entwickeln, um unsre deutsche Art zu entwurzeln, unsre herrliche nationale Kultur und Lebensgestaltung, unsre Charakter- und Gemütsbildung durch andre zu ersetzen, deren Früchte uns in den romanischen und slawischen Ländern entgegentreten. Was aber gegenwärtig „Friedensschluß mit Rom“ genannt wird, kann keine andre Wirkung haben, als die römischen Mächte gerade auf diesem Gebiete erst recht zu entfesseln. Da ist es wahrlich nicht bloß „eine Art Sport,“ wenn man evangelischerseits wie in nationalen Kreisen über die neue Wendung unmutig und erregt ist.

Was die Bedeutung der Wiedereinführung der Orden und Kongregationen in Preußen und die Rückgabe des in der vorzüglichen Verwaltung des Staates angewachsenen ungeheuern Vermögens an sie für die Propaganda und die Untergrabung des konfessionellen Friedens zu bedeuten hat, kann sich niemand verbergen, der die Augen nicht verschließt. Wenn Bischof Kopp sich diesem Entwurf gegenüber mit der Forderung eines

Nachweises dieser propagandistischen Thätigkeit aus den Statuten der Orden abzufinden wußte, so war das von seiner Seite natürlich nur ein Scherz, den er sich vor einer so wohlwollenden Versammlung erlauben durfte. Aber es sind doch noch nicht überall die gerichtlichen Verhandlungen über die Vorgänge im katholischen Josefskrankenhaus zu Potsdam — also inmitten einer so spezifisch protestantischen Stadt — vergessen, um von denen in Metz und an andern Orten katholischer oder außerdeutscher Gebiete ganz abzusehen; es ist noch unvergessen, welch ein Strom konfessionellen Hasses von den Missions- und andern Predigten der „zur Aushilfe in der Seelsorge" berufenen Orden ausgegangen ist, oder welche Bestimmung der Freiburger Professor Buß, der ehemalige Präsident der Generalversammlung katholischer Vereine, diesen Vereinen, sowie den Orden und Kongregationen zuerkannt hat: „Mit einem Netz von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten nach Westen umklammern, durch möglichst viele Klöster diesen Klammern Halt geben, so den Protestantismus erdrücken, die katholischen Provinzen, die zur Schmach der Kirche der Mark Brandenburg zugeteilt sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen." Wer möchte sich denn auch die ungeheure Macht verbergen, welche solch ein Netz von festen und beweglichen Posten ausüben muß, mit dem sich die unermüdliche und rücksichtslose Agitation und die kolossalen Geldmittel verbinden, welche in stetem Anwachsen begriffen sind, teils durch reiche Staatszuschüsse an die Kirche, teils durch eine kirchliche Besteuerung der katholischen Bevölkerung, die großenteils mit kleinen und kleinsten Beträgen arbeitend, an einer Menge von Punkten ansetzend, eben darum von größtem Erfolg begleitet ist!

Die öffentliche Bedeutung, welche die Freigebung der kirchlichen Strafgewalt über den Klerus hat, ist wahrlich damit nicht erschöpft, daß Fürst Bismarck sagt, der betreffende Geistliche habe von Anfang an gewußt, was ihm bevorstand; er habe sich selbst anzuklagen, wenn ihm die Strafe zu schwer werde. Wer weiß vielmehr nicht, in welchem Lebensalter der junge Nachwuchs für den geistlichen Stand meist gewonnen, wie er dann von äußern Einflüssen abgeschlossen und von seinen eignen Bedenken geheilt wird! Aber das mag eine Nebenfrage sein. Hat aber nicht der Staat — und das gilt auch von der Bildung des Klerus — ein eminentes Interesse an der sittlichen und intellektuellen Bildung des römischen Klerus? Ja, wenn dieser lediglich eine auf den Isolirschemel gestellte Kaste wäre! Wenn aber der Staat selbst ihm die Leitung der Schulen überträgt, wenn er die geistige Erziehung ganzer Volksmassen in Händen hat, ist es dann „für den Staat gleichgiltig," ob der Klerus auf den sittlichen, geistigen und gesellschaftlichen Durchschnitt des Klerus der romanischen Länder herabgedrückt wird, wenn er, in einer lediglich äußern, mechanischen Weise abgerichtet, mürbe durch die erniedrigendsten Strafen, ohne einen Rest von eignem Willen und innerer Selbstachtung sich bedingungslos in den Händen der Obern befindet? wenn er in völliger Unbekanntschaft mit der allgemeinen nationalen Gesittung und den idealen Gütern, welche sein Volk als die höchsten hegt und pflegt, rettungslos der Unterwühlung aller nationalen Empfindungen und jener Pflege des rohesten Aberglaubens anheimfällt, die in der neuern katholischen Literatur auf dem Gebiete der Geschichte und der deutschen Literatur wie der religiösen Erbauung so schwunghaft betrieben wird? Solche Wühlarbeit sickert durch die Volksschule wie die höhern Lehranstalten — vollends da nun die Kongregationen auch auf diesem Gebiete wieder freie Bahn bekommen sollen — in raschem Lauf in die breitesten Volksschichten hinab und richtet Verwüstungen an, die jeder zu erkennen vermag, der einen Blick in das Leben der Volkskreise thun will, die ausschließlich unter dem Einfluß der Priester und ihrer Gehilfen stehen.

Die Anzeigepflicht ist allmählich der Kern des ganzen Kulturkampfrestes geworden: sie ist in Wahrheit eine Schale ohne Kern. Denn was von ihr geblieben ist, rechtfertigt die Annahme, daß es der preußischen Regierung nur noch darum zu thun war, einen matten äußern Schein zu retten. Die römische Diplomatie hat dafür gesorgt, daß dieselbe nur noch „eine juristische Einbildung, ein Spielwerk ohne allen Einfluß" ist, wie sich der Erzbischof Geissel seiner Zeit ausdrückte, als er dem Minister Eichhorn die appellatio tanquam ab abusu „ließ." Darin wird also Fürst Bismarck völlig Recht behalten: auf die Anzeigepflicht, wie sie jetzt besteht, ist nichts zu halten. Sie ist aber in Rom auch in dieser Fassung nur darum zugestanden, weil man dort, sei's durch ausdrückliche Zusicherung der preußischen Regierung, sei's aus der Geschichte früherer Jahrzehnte, weiß, wie es nach solchen „Friedensschlüssen" mit der preußischen Verwaltungspraxis in diesen wie in andern Punkten steht. Die Regierung vermeidet peinlichst alle neuen Zusammenstöße, und da auf der Gegenseite diese Scheu durchaus nicht besteht, so ist die preußische Verwaltung der Hierarchie und ihrem ganzen Apparat gegenüber in vollständigem Rückzug. Die Oberpräsidenten sind, wie die Kölnische Zeitung kürzlich mitteilte, durch eine geheime Instruktion angewiesen worden, die Anzeige der Pfarrer seitens der Bischöfe nur in den alleräußersten Fällen zu beanstanden, und die kirchlichen Behörden sind davon verständigt. Die Berufung von Bischöfen wie Korum in Trier, Krementz in Köln ist sicherlich eben so wenig ohne bindende Zusicherungen seitens der Regierung für die ungehemmte Verwaltung der Diözesen vor sich gegangen, als dies einst in Köln bei der Berufung Geissels der Fall gewesen war. Der Friede mit Rom, d. h. die zeitweilige Unterdrückung des lauten Getöses, welches den ununterbrochenen Kampf gegen die protestantischen Grundlagen des Staates begleitet, ist ein zu kostbares Gut, als daß man es an „Kleinigkeiten" scheitern lassen wollte.

Dieselben Zustände haben in Preußen seit den vierziger und fünfziger Jahren die reißende Machtentwicklung der römischen Kirche unter Mithilfe der preußischen Verwaltung gebracht. Die preußische Beamtenschaft, mit ihrem beinahe sprichwörtlichen Mangel an Verständnis des römischen Kirchentums und der römischen Praxis, ist schon an sich auch bei gutem Willen schwer imstande, die Interessen des Staates und der nichtultramontanen Bevölkerung zu wahren; wie viel weniger jetzt, da es ihr unbehaglicher denn je ist und da ihr von oben her die Wege gewiesen sind. Dasselbe System, dessen völligen Zusammenbruch wir vor Jahren im polnischen Osten, in diesen Wochen in Elsaß-Lothringen erlebt haben, das System der „Umschmeichelung der Magnaten" und der Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche, dieses selbe System ist der römischen Kirche gegenüber längst — nur für kurze Zeit und nicht einmal vollständig unterbrochen — und heute stärker denn je in Uebung.

Gerade das ist es, was in protestantischen und überhaupt nichtultramontanen Kreisen speziell an der Ordensfrage die nachhaltigsten Befürchtungen erregt. Dürfte man zur preußischen Verwaltung das Vertrauen haben, daß sie die Zulassung der Orden, die Genehmigung ihrer einzelnen Niederlassungen, das Wandern und Bleiben ihrer einzelnen Mitglieder mit fester Hand leitete und dieselben mit unbeugsamem Ernst da fern hielte, wo sie nur stille oder offene Agitationsarbeit treiben können, so könnte man sich auch bei dem neuen Gesetz eher beruhigen. Denn nicht Gesetzes- und Verfassungsparagraphen, sondern die Verwaltung bedingt bekanntlich in erster Linie die Freiheit und Ungebundenheit der Bewegung. Allein wer die jetzt an andern Punkten herrschenden Grundsätze, wer die Geschichte der preußischen Verwaltung der fünfziger und sechziger Jahre in dieser Beziehung kennt, wer da weiß, welche förmliche Vergewaltigung der Protestanten sich gegenwärtig unter den Augen der preußischen Behörden vollziehen kann in Braunsberg, Remscheid und woher sonst noch die öffentlichen Notschreie kommen, der wird in diesem Punkte zu ihr, der sonst so unvergleichlich vortrefflichen, kein Vertrauen haben, der wird vielmehr auch von der Zukunft den „Kranichzug" der Orden erwarten: erst einer, dann zwei, dann mehrere und endlich alle; erst einzelne Mitglieder, streifend und wie durchreisend (da ja die Genossenschaft als ganze auf Grund des Koppschen Zusatzantrages zugelassen und nur diese oder jene einzelne Niederlassung noch nicht genehmigt ist), dann schon fester für längere Zeit und endlich mit festem Sitz, Grund und Vermögen. Auf Seiten der evangelischen und nichtultramontanen Bevölkerung wird man sich also darauf gefaßt machen müssen, daß im Gefolge der neuen Gesetzgebung und unter dem Schutze der preußischen Verwaltung eine enorme Steigerung und Be-

festigung der katholischen Propaganda auftreten wird, daß man im römischen Lager mit fieberhafter Eile den Augenblick benützen wird, um überall die Maschen des Netzes zu weben, das über die evangelische Bevölkerung geworfen werden soll, überall die Klammern einzuschlagen, die ihm Halt geben. Vonseiten des Staates wird diese keine Hilfe und keinen Schutz zu erwarten haben. Sie, ihre besten Elemente, sind es gewesen, welche längst dem Staat auch politisch am treuesten zur Seite gestanden, ihm noch in jüngster Zeit den ersten wieder erfreulichen Reichstag zugeführt haben. Dafür sehen sie nun den Staat grundsätzlich mit ihrem gebornen Todfeinde Hand in Hand gehen und dessen Kräfte auf allen Punkten entfesseln. Solche Erfahrungen haben allerdings in der preußischen Geschichte keine alten Traditionen für sich.

Die „Einheit unsrer gesamten Nation" wird aber auf diesem Wege nicht gerettet werden. Denn die nichtrömische Majorität ist nicht gesonnen, den konfessionellen Frieden in dem Sinne zu wahren, wie man ihn römischerseits versteht, daß sie das Netz der modernen Gegenreformation ruhig immer enger ziehen, sich widerstandslos die Schlinge überwerfen ließe, die ihren Glauben und gesamten idealen Besitz erwürgen soll.

Wenn endlich Fürst Bismarck sagt, die Befriedigung der römischen Bevölkerung in Deutschland müsse auch auf die äußere Lage, insbesondere auf das Verhältnis zu Oesterreich, zurückwirken, so sei nur eine Frage gestattet, die wahrlich nicht als Anzweifelung der unvergleichlichen Staatskunst des Fürsten gelten wird: wer hat denn seit einer langen Reihe von Jahren in Oesterreich dafür Sorge getragen, die äußere Lage der Deutschen daselbst in einigermaßen billiger Weise zu bessern, ich will nicht sagen, die slawische und magyarische Flut, die sie wegschwemmen will, zu stauen, sondern nur bescheidnen Schutz gegen ihre Wogen zu gewähren? Oder haben etwa die förmlichen Vergewaltigungen — und um solche handelt es sich in Deutschland der römischen Bevölkerung gegenüber wahrlich nicht! —, welche Deutschtum und evangelische Kirche in Rußland erfahren, den Grund zur gegenwärtigen Spannung zwischen beiden Reichen und Nationen gegeben?

Fürst Bismarck hat die Verantwortung für die Dauerhaftigkeit des Friedens abgelehnt, den er zu schließen im Begriff ist. Gewiß, er hat auch an die Dauerhaftigkeit des Friedens mit Frankreich nie geglaubt. Aber hat etwa deshalb das deutsche Reich, um Frankreich seine Friedensliebe zu bezeugen, seine Waffenrüstung abgelegt, das unermüdliche Schaffen der Heeresleitung einschlafen lassen, seine Festungen geschleift, alles mit der tröstlichen Aussicht der Neuschaffung für den Fall, daß sich wieder einmal das Bedürfnis zeige? Hat es etwa Frankreich eingeladen, seine Agenten in gesteigerter Masse nach Deutschland zu senden und teilweise mit den Mitteln des deutschen Reiches zu unterhalten? Oder werden etwa auf kirchenpolitischem Gebiete die Nachteile eines solchen Verfahrens durch große Vorteile aufgewogen? Was hat denn der Staat von dem Friedenszustande während der fünfziger und sechziger Jahre gehabt? Nichts als das Anwachsen des Ultramontanismus und des ultramontanen Hasses gegen den preußischen Staat und die Erziehung eines Geschlechts, das die Schlachten des Kulturkampfes geschlagen hat! Was hat er bisher von der neuen päpstlichen Freundschaft gewonnen? Ein Eingreifen in Sachen des Septennats allerdings; aber aus welchen Motiven? etwa mit dem Hinweis auf die schlichte Christenpflicht einfacher Vaterlandsliebe? Nein, mit dem Hinweis auf den augenblicklichen römischen Vorteil! Und mit einem Erfolg, der den Gedanken nicht zu entwurzeln vermag, daß die Weisungen Leos XIII., nicht durch ihn selbst, wohl aber durch andre Mächte an seiner Kurie durchkreuzt worden seien! Ist doch der Papst nicht die Kurie und die Kurie nicht eine gleichförmige, vom Papst am Schnürchen geleitete Masse! Und wenn es so wäre, wenn der Staat in gerechtfertigtem Vertrauen seine Grenzen einem allmächtigen Papst rückhaltlos öffnete, wo liegt dann die Bürgschaft, daß nicht der nächste oder irgend ein Papst der Zukunft die vom Staat selbst gehegte römische Macht im deutschen Reich, die ihm jederzeit unbedingt zur Verfügung steht, in die Hand nähme und in kritischen Augenblicken, die wahrlich nicht fern zu liegen brauchen, gegen Staat und Reich verwende und mit raschen Schlägen die katholischen Provinzen aus ihrer schmachvollen Verbindung mit der Mark Brandenburg befreite? Auf die schwungvollen Lobpreisungen Friedrich Wilhelms III. als des neuen Konstantin, wie sie Pius VII. gesungen, ist schon in der dritten folgenden Papstregierung unter Gregor XVI. jener Sturm losgebrochen, der doch nur ein schwacher Vorbote dessen war, was nach abermaliger „Friedenszeit" unter dem nächsten Papst Pius IX. unternommen worden ist. Nicht immer aber wird ein „Kulturkampf" und die grenzenlose Verhetzung der katholischen Massen gegen den Staat in solchen relativ günstigen Zeiten entfesselt werden wie damals, da das Reich in unerhörter Weise gefestigt und unanfechtbar dastand.

Ich wiederhole, das Niederschlagendste an der gegenwärtigen Lage der Dinge sind nicht die neuen Gesetzesbestimmungen. Der Staat möge vielmehr das, was er sich entreißen lassen will, rasch und freiwillig hergeben und sich nicht durch Markten von Jahr zu Jahr und beinahe von Monat zu Monat abdringen lassen und so die innere Haltlosigkeit in diesen Fragen immer aufs neue öffentlich bloßstellen. Ein Aufhalten ist bei solcher Politik nicht möglich. Das ist zur Genüge schon bei den Anfängen der Wendung im Jahre 1878 mit völliger Sicherheit prophezeit worden. Das schlimmste ist aber vielmehr die grundsätzliche Behandlung der ganzen Frage als einer rein äußerlich politischen, die zu gewärtigende Haltlosigkeit und Widerstandslosigkeit der Verwaltung und die wahrhaft verblüffende Friedensseligkeit und Hoffnungsseligkeit, wie sie jetzt wiederum im Herrenhause zumal auf Seiten unsrer hocharistokratischen Kreise hervorgetreten ist. Diese wie ihre Gesinnungsgenossen in andern Ständen mögen sich von dem Schöpfer der preußischen Größe, dem großen Kurfürsten, das scharfe und herbe Wort sagen lassen, das er den ähnlich Denkenden seinerzeit entgegengeschleudert hat, daß sie von Rom als Lohn ihres Verhaltens zu erwarten hätten das beneficium Polyphemi, nämlich das Vorrecht, zuletzt aufgefressen zu werden.

X

Ludwig Uhland

(Geb. 26. April 1787; gest. 13. November 1862)

. . . Singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.

Am 26. April feiert man vieler Orten in Deutschland, zumeist im Schwabenland, den hundertsten Geburtstag von Ludwig Uhland.

Es wird besondrer Rechenschaft nicht bedürfen, daß auch dieses Blatt seiner bei solcher Gelegenheit gedenkt. Uhland gehört ja nicht zu den geistlichen Dichtern im engern Sinne, deren gerade Württemberg uns so treffliche geschenkt hat. Man denke an seine Worte:

Ich bitt' euch, teure Sänger, die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger, so fromm er euch gelingt,
Will einer merken lassen, daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen die arge, böse Welt.

Aber ein Hauch der reinsten Ehrfurcht vor allem Heiligen und Göttlichen weht durch seine Werke und verleiht ihnen ein solches Gepräge des sittlichen Adels, der Unschuld und Treue, daß wir ihn zu den stärksten Zeugen und Stützen einer gesunden christlichen Weltanschauung im Kreise unsrer großen Dichter rechnen müssen, so gut wie seinen poetischen Gegenfüßler Friedrich Rückert. Von beiden wird man sagen können: Sie haben nie eine Zeile drucken lassen, die ein kindlich frommes Gemüt in seinem Glauben verletzen oder irre machen könnte.

Dazu kommt, daß Uhland das Haupt des schwäbischen Dichterkreises ist, der sich um die Erhaltung einer echt deutschen, von den Launen des Tages unbeeinflußten Dichtung in den Jahren der Reaktion und der Revolution ein ganz unermeßliches Verdienst erworben hat. Dieser Kreis (der Ausdruck „schwäbische Dichterschule" ist absichtlich vermieden) hat die gesunden lebensfähigen Triebe der Romantik, die von katholisirenden Tendenzen frei waren, entfaltet, vaterländischen Sinn und gute Sitte gepflegt, dem Zorne des „jungen Deutschland" getrotzt und rechtzeitig an die Stelle des Klassizismus, den die wunderbare Re-

naissance der Antike in Deutschland am Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt hatte, eine dem innersten Wesen des deutschen Gemütes entsprechende poetische Gestaltenwelt gesetzt, die dem neu erwachten Sinne für Geschichte Genüge that. Erst auf diesem neuen geistigen Boden konnte die romantische deutsche Musik (Weber, Mendelssohn, Schumann u. s. w.), die neu entstehende deutsche Schule der bildenden Kunst (Cornelius, Schnorr, Schwind, L. Richter) ihren glorreichen Lauf beginnen.

Der Leser erwarte keine Lebensbeschreibung unsers Dichters. Dafür werden die jubiläumsfrohen Tagesblätter schon sorgen; ebensowenig eine ausführliche Charakteristik des Menschen und Dichters. Wer einen lebendigen Eindruck von beiden gewinnen will, lese die von Uhlands Witwe geschriebene Biographie „L. Uhlands Leben" (Stuttgart, 1874) und seine leider viel zu wenig bekannten „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (7 Bände, seit 1865 erschienen). Sie enthalten neben den wenigen von ihm bei Lebzeiten herausgegebenen prosaischen Schriften den größten Teil seiner Vorlesungen über Geschichte der Dichtung und Sage und die wertvollsten Bruchstücke seiner umfangreichen Forschungen über Volkslied und Sagengeschichte.

Uhlands Leben verlief so einfach wie möglich, fast ausschließlich auf dem Boden seiner schwäbischen Heimat, großenteils in seiner Vaterstadt. Keiner der schwäbischen Dichter trägt so typisch die Züge seines Stammes. Bekanntlich verbindet dieses süddeutsche Kernvolk mit einer tiefen Geistes- und Gemütsanlage, mit reicher und lebhafter Einbildungskraft oft ein äußerlich trocknes, ruhiges Wesen, eine gewisse Schwerfälligkeit im Ausdruck. Dazu kommt ein starkes Heimats- und Familiengefühl, ein trotziger Rechts- und Freiheitssinn. Das alles sind hervorstechende Züge auch in Uhlands Leben.

Er stammt aus einer noch in Tübingen ansässigen Bürgerfamilie. Sein Großvater war Professor der Theologie und Superintendant des berühmten theologischen Stifts. Sein Vater Universitätssekretär (Jurist von Studium), die Mutter eine geborne Hoser aus einer Augsburger Patrizierfamilie. Sie erweist sich in ihren Briefen als eine lebhafte, gutlaunige Frau, während der Vater das Muster eines pünktlichen Geschäftsmanns gewesen sein muß. Der Sohn scheint im Aeußern dem Vater, im Innern vielfach der Mutter ähnlich gewesen zu sein. Der kerngesunde Knabe entwickelte sich in großer Freiheit, zeigte früh Dichtergaben und nahm mit seiner Konfirmationszeit ein schweigsames Wesen an, das später oft genug des Mannes Umgebung mehr wie ihn selber in Verlegenheit setzte. Auf des Vaters Wunsch wurde er Jurist, studirte aber dabei eifrig die klassische und mit schwärmerischer Vorliebe die deutsche, zumal altdeutsche Literatur. Das Evangelium der Romantik von der Herrlichkeit des Mittelalters fand in dem dichterisch angeregten Kreise, der sich um ihn und den an glänzenden Gaben ihn überragenden, wenige Monate ältern Justinus Kerner sammelte, einen begeisterten Wiederhall. Den stillen und lauten Krieg dieser jungen Romantiker gegen die Philister („Plattisten") schildert in ergötzlicher Uebertreibung Kerners „Reiseschatten des Schattenspielers Lux." Zu dem „Sonntagsblatt für ungebildete Leser," das nur handschriftlich verbreitet wurde, steuerte Uhland die ersten seiner später gedruckten Gedichte bei (z. B. Die sterbenden Helden, Der blinde König).

Das Nibelungenlied, später die von Arnim und Brentano im Wunderhorn gesammelten Volkslieder machten einen überwältigenden Eindruck auf ihn und gaben ihm für immer die Richtung auf die ursprüngliche, dem Volksgemüt in seinem Jugendalter unmittelbar entquellende Poesie. Dem Studenten der Rechte dünkte die „liebste Beschäftigung das Verfolgen der germanischen Poesie einerseits in den Norden hinauf und bis in den Orient, anderseits durch die verschiedenen, von germanischen Nationen eroberten und besetzten Länder." In seinen eignen dichterischen Arbeiten strebte er „sich recht innig in die Schachte des deutschen Altertums zu versenken und seine Bildung aus dem Stamme des deutschen Vaterlandes erwachsen zu lassen."

1810 wurde er nach einer sehr tüchtigen Abhandlung doctor juris. (Fünfzig Jahre darauf erneuerte die Universität das Diplom mit der lateinischen Widmung: „Dem entschiedenen, unbeugsamen Vorkämpfer für Recht und Gesetz, dem ersten der jetzt lebenden Dichter, dem kundigen unermüdlichen Erforscher deutschen Altertums, dem in fleckenlosem Wandel, Seelenreinheit und Standhaftigkeit allen voranleuchtenden Manne.") Zur weitern juristischen und Weltbildung schickte ihn der Vater von sorglich gesparten Geldern nach Paris, wo Uhland übrigens mehr als die Gerichtshöfe und juristischen Vorlesungen die Handschriftensammlung der Nationalbibliothek besuchte und dabei jene Kenntnis des altfranzösischen Epos erwarb, die durch seine epochemachende Abhandlung 1812 erst die Franzosen auf die Anfänge ihrer eignen Nationalliteratur aufmerksam machte.

Zurückgekehrt, versuchte er zunächst durch Sekretärsdienste bei dem Justizminister in den Staatsdienst zu kommen; dann wurde er in Stuttgart Advokat, bei offenbar geringem Einkommen doch durch bedeutenden Verkehr angeregt und durch die damalige Krisis des württembergischen Staates aus seinem Anteil daran rasch allgemein bekannt.

Die Weltereignisse, ja die Erhebung Europas wider Napoleon I. scheinen verhältnismäßig spät auf sein Gemüt gewirkt zu haben; noch in Paris läßt ihn zwar der Pomp des neuen Cäsaren völlig gleichgiltig, erbittert ihn aber auch nicht. Erst nach der Völkerschlacht gesellt er sich zu den Dichtern der jungen Freiheit. Am liebsten hätte er sich mit der Waffe in der Hand das „Recht" erstritten, des deutschen Volkes „Sieg zu singen." Es war ihm durch die Verhältnisse versagt, zur großen Beruhigung der ängstlichen Mutter. Dagegen erschien er nun bald — der erste unter den neuern Dichtern, der dies gewagt hat — auf dem politischen Kampfplatze.

Der Rheinbundskönig Friedrich von Württemberg überraschte nämlich auf Grund des Artikels der Bundesakte, der den einzelnen Staaten landständische Vertretung zusicherte, sein aus altwürttembergischen und neu gewonnenen reichsstädtischen, reichsfürstlichen und habsburgischen Gebieten bunt zusammengesetztes Reich mit einer Gesamtstaatsverfassung, die an sich gar nicht so unvernünftig war, aber hauptsächlich um des Gebers willen, dem man sein hartes Willkürregiment und die despotische Beseitigung des alten Landesrechtes nicht verzieh, das Land in Harnisch brachte. In diesem Kampfe, der erst nach Jahren unter König Wilhelm durch beiderseitige Nachgiebigkeit mit der Vereinbarung der wesentlich noch jetzt bestehenden Verfassung endigte, wurde Uhland der poetische Führer der altlandständischen Partei, später auch, als er das kanonische Alter dafür erreicht hatte, eines ihrer Häupter im Landtag. Die damals entstandenen „vaterländischen Gedichte," meines Erachtens die besten politischen Gedichte (nicht zu verwechseln mit patriotischen), die wir aus neuerer Zeit haben, sind die einzigen seiner Poesien, die ohne genauere Kenntnis der persönlichen Beziehungen nur mangelhaft verstanden werden können. So ist der von Uhland unsanft angeredete Staatsmann (Du meinst es redlich, doch du hast für unser Volk kein Herz), der Thüringer von Wangenheim, damals Minister und zuvor Uhlands Gönner, dem allein er es zu verdanken hatte, daß Cotta endlich den Verlag seiner Gedichte übernahm.

Gleichzeitig mit der Begründung des württembergischen Verfassungsstaates 1819 begründete Uhland durch Geständnis einer lange still gehegten Liebe zu einem trefflichen Mädchen, Emilie Vischer aus Calw, seinen glücklichen Ehe- und Hausstand in Stuttgart. Anwaltschaft und landständische Thätigkeit ließen ihm Muße für seine Lieblingsstudien; sein Liederfrühling aber war zu Ende. Schon die zweite Auflage seiner Gedichte, 1820, stellt sich wesentlich so dar, wie wir Uhlands Gedichtsammlung jetzt kennen. Von hervorragenden Gedichten sind aus späterer Zeit nur noch die allerdings dem Inhalte nach reichsten, der Form nach vollendetsten, wie Tells Tod, Ver Sacrum, Das Glück von Edenhall, Merlin der Wilde, Die Ulme von Hirsau, Die Bidassoabrücke, Der Waller, sämtlich einem Johannistrieb des Jahres 1829 entsprungen. Von den zahlreichen dramatischen Entwürfen blieb es bei der bereits 1818 abgeschlossenen Bearbeitung des Herzog Ernst von Schwaben und des Ludwig der Baier. Sie beweisen auch, trotz ihres herrlichen sittlichen Gehaltes und ihres trefflichen geschichtlichen Kolorits, daß Uhland kein Dramatiker war.

Man könnte Goethes Worte an Eckermann über Uhland für eingetroffen erachten: „Geben Sie Acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren.“ Aber Uhland war nur Gelegenheitspoet, der allerdings als solcher Mustergiltiges schuf, und nicht in den Politiker ist der Poet übergegangen, sondern in den Forscher. Beiderlei Beschäftigungen, denen des Dichters wie des Forschers, war freilich die politische Thätigkeit ungünstig. Aber man möchte sie darum doch nicht missen, weil sich die stahlblanke Männlichkeit von Uhlands Charakter hier gerade auch da bewährt, wo sein politisches Urteil nach unsrer Meinung in die Irre ging.

Immerhin war es die günstigste Wendung in seinem Leben, als ihm 1829 der Lehrstuhl für deutsche Literatur und Sprache in Tübingen übertragen wurde. Und wenn irgend etwas in seinen Lebensführungen zu beklagen ist, so dies, daß diese fruchtbare, von reichem Beifall begleitete Thätigkeit schon 1833 ihr Ende fand, da Uhland, um in die opponirende Ständekammer eintreten zu können, wozu man ihm den Urlaub verweigerte, die Professur niederlegte.

Sowohl die Auswahl wie die Ausführung seiner Universitätsvorlesungen (Geschichte der altdeutschen Poesie, Geschichte der deutschen Poesie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, germanische und romanische Sagengeschichte, nordische Sagengeschichte, daneben Nibelungenlied und stilistische Uebungen) war so eigentümlich, daß wir wohl bei wiederholter Durcharbeitung dieser Stoffe aus der Hand des Dichters, der am tiefsten und unbefangensten unser Mittelalter verstand, eine Geschichte der volkstümlichen Dichtung dieser Zeit erhalten haben würden, um die uns jedes Volk beneiden müßte.

Die zu ihrer Zeit notwendigen, aber unerquicklichen politischen Kämpfe Württembergs, ebenso wie das Einzelne von Uhlands letzter politischer Thätigkeit im deutschen Parlament in der Paulskirche 1848 können hier übergangen werden. Er gehörte dort bekanntlich zur demokratischen Linken (im Gegensatze zu seinen nächsten Freunden und Geistesverwandten, Jakob Grimm, Dahlmann, Arndt), stimmte gegen die Reichsverfassung, gegen den Ausschluß Oesterreichs aus dem deutschen Reiche, gegen die Uebertragung der erblichen Kaiserkrone an Preußen und folgte dem sogenannten Rumpfparlament bis zu dessen gewaltsamer Auflösung nach Stuttgart. Die Heutigen können dies schwer begreifen; wer aber noch gehört hat, wie begeisterte Anhänger der burschenschaftlichen Ideen von 1817, die dann das neue Reich von 1871 mit seiner straff monarchischen Verfassung mit rückhaltsloser Begeisterung begrüßten, in der Zwischenzeit der erbitternden, unklaren, politischen Zustände mißtrauisch und oppositionell sich auch dem gegenüber verhielten, was wir jetzt als Vorstufe unsers Reiches ansehen, der kann dem eigensinnigen, trotzigen und dabei doch so herzensguten Kernschwaben nicht zürnen. Hat ihn doch seine politische Ansicht mit keinem seiner Freunde, die auf der Gegenseite standen, entzweit. Er ist es gewesen, der Paul Pfizer, den allerersten Vorkämpfer der preußischen Hegemonie in Süddeutschland, in die staatsmännische Laufbahn wies („Briefwechsel zweier Deutschen,“ 1831).

Die völlige Muße, die Uhland nach dem Rücktritt von der politischen Thätigkeit genoß, wurde neben der pünktlichen Erledigung der zahllosen Anliegen, mit denen angehende Dichter und Dichterlinge ihn behelligten, ausgefüllt von rastlosen Forschungen im Gebiete deutscher Dichtung und Sage. Nur weniges davon erschien ihm reif genug, um es bei Lebzeiten mitzuteilen (sein „Mythus vom Thor“ und seine Sammlung „Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder“); das allerschönste ist erst aus seinem Nachlaß ans Licht getreten. Besonders die Sammlung der Volkslieder beschäftigte ihn Jahre lang und veranlaßte ihn zu großen Reisen in allen Landschaften Deutschlands und Oesterreichs bis zur schwedischen Küste. Die erläuternde „Abhandlung“ zu den Volksliedern, in der geschichtliche, sprachliche und sittengeschichtliche Erklärung, Rekonstruktion und Vergleichung mit der Volkspoesie stammverwandter Nationen sich zu einer Geschichte der gesamten, dem deutschen Volksgemüte in alter Zeit innewohnenden Poesie verbinden sollte, ist nur teilweise vollendet.

Ebensowenig erreichten seine Forschungen im Gebiete der nordischen Mythologie, die er wesentlich unter dem Gesichtspunkte der Dichtung betrachtete, und sein letzter großer Plan einer schwäbischen Sagenkunde ihr Ziel. Man muß aber dieses Ziel seiner Forschung, das ihn wie ein beglückendes Gesicht durch sein ganzes Leben begleitete: seines Volkes Glauben, Sitte, Recht und Lied als ein ungeteiltes Ganzes zu begreifen, im Auge haben, um die stille Sicherheit und Stetigkeit seines Wesens, verbunden mit einer so ängstlichen Gewissenhaftigkeit und rücksichtsvollen Bescheidenheit, zu verstehen. Dem großen Meister der deutschen Altertumskunde, Jakob Grimm, zu dem er bewundernd aufschaute, der ihn an schöpferischer Entdeckergenialität, ja an kühner dichterischer Kombinationsgabe im Rekonstruiren des Altertums, wie auch in universeller Gelehrsamkeit übertraf, darf er darum weniger an die Seite gestellt werden, als dessen Bruder Wilhelm, mit dem er die Hauptgegenstände des Interesses teilte. Aber zu einer Lebensmacht in unsrer gesamten deutschen Volksbildung ist das deutsche Altertum doch neben Grimms Märchen erst durch Uhlands Gedichte geworden.

Das Leichengeleite seines Freundes Justinus Kerner im Februar 1862 zog dem eisenfesten Mann die erste Krankheit seines Lebens zu: eine Rippenfellentzündung, der er am 13. Dezember nach längern, in christlicher Geduld getragenen Leiden sanft entschlummernd erlag. Zum letztenmale war er in die Oeffentlichkeit getreten bei der deutschen Schillerfeier 1859; die erste allgemeine Trauerfeier zu Ehren eines deutschen Dichters wurde im Januar und Februar 1863 für ihn veranstaltet.

„Für eine Poesie, die sich vom Volke abwendet, die nur individuelle Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt. Im Volke mußte es wurzeln, in seiner Sitte, seiner Religion, was mich anziehen sollte.“ Diesem Sinne hat er nachgedichtet. So steht er trotz einzelner herrlicher Liebes-, Frühlings- und Wanderlieder als Lyriker doch hinter vielen zurück. Als Romanzen- und Balladendichter dagegen ist er unter den ersten.

Neben der tief psychologischen, stimmungsvollen Balladendichtung Goethes, die eine in sich abgeschlossene Handlung und Szene erschöpft, neben der mit breitem Pinsel in glänzenden Farben und novellistischer Anschaulichkeit schildernden Balladendichtung Schillers steht die kurz und knapp, im Stil des alten volkstümlichen epischen Gesanges, aber mit der feinsten Abwägung aller Ausdrucksmittel nicht bloß Szenen, sondern Gestalten und Handlungen schildernde Romanzendichtung Uhlands, die vermöge dieser Eigenschaften jedem, auch dem Geringsten, verständlich ist. Er hat auf diesem Gebiete etwas allgemein Giltiges geschaffen, wirkliche Volkslieder gedichtet. Dazu verhält sich wie eine Reihe in sich vollendeter Vorstudien das, was W. Wackernagel die „mimische Dichtung“ genannt hat: die poetische Schilderung aus der Seele eines andern heraus. So treten bei ihm der Hirtenknabe und der alte König, der Jäger, der flotte Bursch, der Ritter, das Burgfräulein, die Nonne, der Mönch auf, und diese meist auch von einem romantischen Licht umflossenen Gestalten sind ein unentreißbarer Besitz unsrer Volksphantasie geworden. Man denke sich einmal aus unsern süd- und mitteldeutschen Landschaften die Figuren hinweg, mit denen Uhland sie zu bevölkern uns erst gelehrt hat, um zu ermessen, wie viel an geschichtlichem Sinne wir ihm verdanken!

Grundbedingung der Wirksamkeit eines dergestalt volksmäßigen Dichters ist ein positives Verhältnis zu dem, was einem Volke heilig ist: zu seiner Religion. Wohl in keinem Volke lebt noch ein solcher Grund tiefinnerlicher, dabei von jeder satzungsmäßigen Starrheit und jeder bloßen Gewohnheit freier Religiosität wie im deutschen Volke. Religiös, christlich positiv, aber ohne das Bedürfnis, sowohl gegen den Glauben wie gegen den Unglauben andrer zu streiten, im Besuch von Gottesdienst und Abendmahl regelmäßig, ein inniger Freund unsers Kirchenliedes, ein begeisterter Verehrer Luthers, obwohl dieser um der Wahrheit willen die Kircheneinheit preisgab, war Uhland. Man beachte, wie überall in die poetische Welt, darein Uhland uns führt, eine höhere göttliche Welt und Vorsehung hereinblickt. Zweifel und theologische Kämpfe scheint er still von sich abgewehrt zu haben: gläubigen Kindessinn mit dem scharf objektiven Denken verbindend, dessen er in Darlegung philosophischer Meinungen sich fähig zeigte. Man lese zum Beweise dafür das

Sonett „An den Unsichtbaren,“ die verschiednen freundlichen Schilderungen von frommen Landgeistlichen; so wird man auch noch andres finden. Seine gleichmäßig tief fromme, wie geistesfreie Witwe giebt mit derselben zarten Scheu, „die Wurzeln bloßzulegen,“ die Uhland hatte, hier nur Andeutungen. Aber wir haben von Uhland eines der schönsten deutschen Gedichte, das fast wie ein ferner Nachhall von Dantes göttlicher Komödie klingt: die verlorene Kirche, 1812 gedichtet. Weil es doch vielleicht nicht jedem Leser gleich gegenwärtig ist, bringen wir es unverkürzt zum Abdruck.

Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig sich dehnet;
Aus der Verderbnis dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildnis alles schwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder;
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinauf gekommen.
Mir schien es mehr, denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, sonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn
Gleich Fittigen emporzuheben,
Und seines Turmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme;
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen:
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht;
Doch wer danach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Versuchen wir, soweit es möglich ist, den Gedankengehalt des Gedichtes in nüchterne Prosa zu übersetzen.

In der Einsamkeit des durch die Aufklärung um jedes Gefühl kirchlicher Gemeinsamkeit gekommenen Zeitalters sucht der Dichter nach Bürgschaften für einen in ihm lebendigen Glauben. Da zeigte ihm ein Gesicht die Kirche der Vergangenheit, des noch nicht im Glauben gespaltenen Mittelalters; aber so wie sie ihm sich zeigt, ist sie keine Vergangenheit mehr, sie ist eine überirdische himmlische Realität, und den Zugang zu dieser wirklichen Gotteswelt findet jeder, der treuen Sinnes ernstlich nach den heiligen Dingen sucht.

Eine Zeit des aufgezwungnen konfessionellen Kampfes, wie die unsre, ist wenig geeignet, den tiefen Friedenssinn einer solchen geschichtlichen und zugleich idealen Ansicht vom wesentlichen Zusammenhange alles echt Christlichen in der Welt sich anzueignen: doch wird auch mancher Theolog zugeben, daß, wie zwischen den Deckeln seines kirchengeschichtlichen Kompendiums die verschiedensten Namen kirchlicher Größen beisammen stehen, sie wohl auch mit dem, was recht in ihnen ist, im Himmel wohnen mögen. Und dort erst erreicht die Kirchengeschichte ihr Ziel; dort erst wird das gefunden, was wir hier nur gesucht.

Man braucht nicht mit dem geistvollen Vischer, den die Furcht ankam, Uhland möge am Ende gar um dieses Gedichtes willen von den Ultramontanen als einer der Ihrigen reklamirt werden, zu sagen: „Es bedarf nur eines leichten Ruckes, so ist der geistige Dom nichts mehr und nichts weniger als das Ideal.“ Uhland, dem es bei allem, was er dachte, tiefer buchstäblicher Ernst war, würde sich gegen einen solchen „Ruck“ verwahren. Er glaubt fest an die Realität einer himmlischen Welt, in die alles eingeht, was auf Erden probehaltig erfunden ward. „Ein heiliges Band“ umschlang ihm „alle Geschlechter der gesamten Menschheit“ (Zitat aus seiner Sagenkunde): so dachte er, daß auch alles, was gut und groß und heilig war in der Christenheit, sich zusammenfinden werde in der ewigen Kirche. In diesem Zusammenhange seiner Gedanken versteht man erst das Gewicht des Ausspruches mit dem er einen jungen Theologen seiner Verwandtschaft ins Amt entließ: „Rede den Leuten ins Gewissen und predige ihnen die Unsterblichkeit.“

Nicht bloß von der Unvergänglichkeit seiner Kunst, sondern von der Unzertrennlichkeit deutscher Volksart von dem, was unsre Religion uns als heilig wahren lehrt, zeugt jetzt der mit seiner Jubiläumsfeier wirklich unter die Unsterblichen seines Volkes aufgenommene Dichter. So möge ihn das folgende Jahrhundert verstehen.

K S

Bücher und Schriften

(Neue Christoterpe) Ein schöner Titel, wer ihn versteht, und ein schönes Buch, wer's liest. Christoterpe heißt: Christenergötzung, und das Buch will in Gedicht und Prosa, in Erzählung und Betrachtung lauter Stoff bieten, an dem sich ein Christenmensch von Herzen ergötzen kann, ohne zu befürchten, daß die Zeit, welche er dem Buche widmet, verschwendet würde. Wenn es eine neue Christoterpe ist, die hier geboten wird, so muß es auch einmal eine alte gegeben haben. Und die hat es gegeben. Albert Knapp, der fromme Württemberger Dichter (gest. 1864), der mit der hellen Freude an Natur und Kunst ein tiefes Verständnis von dem Heile in Christo, mit schalkhaftem Humor den ganzen Heiligungsernst des Christen verband, hat zwanzig Jahre lang (1833—53) in Verbindung mit gleichgesinnten Freunden ein Jahrbuch unter dem Titel „Christoterpe“ herausgegeben, das damals auf vielen Weihnachtstischen zu liegen pflegte. Zuletzt erstarb es an dem vielen Mittelgut, das der Redaktor nicht abzuwenden imstande war, so tüchtig er auch selbst das Jahrbuch mit eignen Beiträgen ausrüstete.

Da haben sich nun vor etlichen Jahren drei Männer, die selbst des geschriebenen wie des gesprochenen Wortes vor Tausenden mächtig sind: der Seelsorger unsers kaiserlichen Hauses, Oberhofprediger Rudolf Kögel, der Soldatenpastor und Volksschriftsteller Hofprediger Emil Frommel und als dritter Hofprediger der kundige Zeichner der Lebensbilder aus den Befreiungskriegen, Wilhelm Baur, jetzt Generalsuperintendent der preußischen Rheinprozinz, diese drei Männer haben sich zusammengethan, um der deutschen Christenheit wieder eine Herzenserquickung zu reichen wie weiland Albert Knapp. Und nun erscheinen seit 1880 alljährlich bei C. Ed. Müller in Bremen die goldgeschmückten, handlichen Bände von 350—400 Seiten (ungebunden 4 M.), die in der That Ergötzung und Erbauung die Fülle bringen. Neunundvierzig mehr oder weniger berühmte Namen finden wir unter den Mitarbeitern, welche zu den bisher erschienenen acht Bänden der Neuen Christoterpe ihre Beiträge geliefert haben; darunter Erzähler wie Fries und Steinhausen, Dichter wie Gerok, Sturm und Geibel, gelehrte und populäre Theologen, Professoren und Pastoren, auch weithin bekannte Nichttheologen, wie Geheime Rat Wiese und Richard Leander (Geheime Rat v. Volkmann in Halle). Kurz, es empfiehlt sich, den reichen Inhalt dieser Jahrbücher zu prüfen und dann getrost zuzugreifen; wer alle acht Bände kaufen kann, der hat's am besten; wer wählen muß, dem nennen wir als besonders anziehend und mannichfaltig den fünften und siebenten Jahrgang, 1884 und 1886. Doch ist auch der neueste Band für 1887 nicht zu verachten; eine Geschichte von Steinhausen: Schwarzbärbels

Bräuterei, ganz im naiv-altertümlichen Ton der „Irmela" gehalten, wird dem Leser schon gefallen; auch die Gedichte und Betrachtungen, die Lebensbilder von Coligny, Bernhard von Clairvaux und Berthold von Regensburg sind so erbauend wie belehrend. Also frisch dran, froh hinein und dankbar hinauf, wohin zuletzt doch alle diese schönen Arbeiten weisen wollen. L W

(Illusionen und Ideale) „Von Illusionen frei — den Idealen treu," das ist der Wahlspruch, den der schwäbische Dichter und Prediger Karl Gerok einer kleinen Schrift zu Grunde gelegt hat: Illusionen und Ideale. 5. Aufl. Stuttgart, 1886 (50 Pf., geb. 75 Pf.). In kurzen Strichen, in dichterisch vollendeter Form, in edler, volkstümlicher Sprache skizzirt Gerok in dem Rahmen eines Vortrages den Grundriß einer Weltanschauung, die wir als „sittlichen Idealismus" bezeichnen können. Klar und scharf heben sich die Begriffe der Illusion und des Ideals von einander ab, so klar und scharf, wie nur ein philosophisch geschulter Geist Begriffe von einander scheiden kann, und doch ist die Darstellung so leicht fließend und ungekünstelt, so sehr von buntfarbigen Bildern und erfrischenden Beispielen belebt, daß man dem greisen Führer mit Lust bei seiner Wanderung folgt. Besonders wohlthuend ist der überall zutagetretende Sinn Geroks für das Allgemein-Menschliche, für Freud und Leid des Erdenlebens. Sein Verständnis für die klassischen Erzeugnisse der Dichtkunst, der Musik und Malerei, seine Liebe zum Vaterlande und seinen Heroen, seine Anerkennung jeder ernst strebenden, demütig forschenden Wissenschaft, — das alles macht ihn zum Freunde der edeln, vorwärtsstrebenden Geister auf den verschiedensten Gebieten. Und daß die christliche Religion den wahren Humanismus nicht hindert, daß vielmehr christlicher Glaube und christliche Hoffnung das edelste Streben des Menschengeistes erst zu seinem Ziele führen und ihm den Ausblick auf eine Zeit der Vollendung eröffnen kann: das läßt man sich gern von einem Manne zeigen, der sich selber schon den Thürhüter an Gottes Heiligtum genannt und sich die Aufgabe gestellt hat, Fernstehenden die Herrlichkeit des Gottesreiches anzupreisen und sie dadurch hereinzulocken. — Wir empfehlen das Büchlein besonders auch unsern Leserinnen. U

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

(Gustav-Adolf-Predigten des Dr. v. Criegern) Zwölf Predigten, welche der verdiente Schriftführer des Zentralvorstandes in den letzten zehn Jahren (1876—86) bei Festversammlungen gehalten — zu Schmalkalden, Krotoschin, Schneidemühl, Neusohl, Tharand, Lissa, Liegnitz, Wernigerode, Weilburg, Kötzschau, Weimar und Düsseldorf — sind nun gesammelt unter dem Titel: „Den erwählten Fremdlingen hin und her," im Verlage der Buchhandlung des Vereinshauses (H. G. Wallmann) zu Leipzig erschienen (228 S., M. 2,50). Die Predigten sind reich an treffenden örtlichen Anknüpfungen und fesselnden, ja ergreifenden Zügen aus dem Leben und Leiden der Diasporakirche, und seien nicht bloß Predigern als „Fundgrube für ihre pastoralen Beziehungen zum Gustav-Adolf-Verein," sondern vielmehr noch der Gemeinde empfohlen. Das ist es auch, was der Herr Verfasser selbst wünscht: „Wollte der Herr der Kirche nach seiner überschwänglichen Gnade die vorliegende Predigtsammlung dazu segnen, daß sie zur Erfüllung der Pflicht, den erwählten Fremdlingen hin und her Hilfe zu leisten, etliche Glieder der Kirche erweckte, etliche über den Verein schlecht unterrichtete eines Bessern belehrte, die gegen ihn herrschenden Vorurteile zerstreute und den Eifer für dieses evangelischste unter allen evangelischen Liebeswerken allenthalben belebte . . . !" H

(Gustav Adolfs Bild) König Oskar II. von Schweden hat der Stadt Lützen das lebensgroße Bild des dort gefallenen Königs Gustav Adolf geschenkt. Das prachtvolle Oelgemälde ist ohne Rahmen 2 Meter hoch und 1 Meter breit und trägt die Worte: Gustavus Adolphus, R. S. cum Deo et Victricibus Armis 1632. Auf dem 12 Centimeter breiten Rahmen befindet sich unten ein silbernes Schild mit folgender Widmung: Oscar II. Sveciae et Norvegiae Rex Cvriae Lvcensi D. D. Anno Domini MDCCCLXXXVII. Das Bild wird seinen Platz im Sitzungssale des Rathauses finden. Man kann daran den Wunsch knüpfen, es möchte auch einmal eine rührige Kunsthandlung für ein gutes großes Bild des Königs für Gustav-Adolf-Festversammlungen Sorge tragen. In Düsseldorf hatte man wenigstens eine Kolossalbüste. H

(Liebeswerk der Frauenvereine) Auf Anregung des Frauenvereins zu Leipzig hat sich eine Anzahl von Gustav-Adolf-Frauenvereinen verbunden, in der Art des jährlichen großen Liebeswerkes auf den Hauptversammlungen alljährlich eine größere Gabe für eine besonders bedürftige Gemeinde oder zur Hebung eines außerordentlichen Notstandes innerhalb des statutenmäßigen Kreises zu sammeln, hinsichtlich des Empfängers aber sich vom Zentralvorstande beraten zu lassen. Im Jahre 1886 war das Waisenhaus zu Ostrowo in der Provinz Posen ausersehen, und es sind ihm fast 3000 Mark zu teil geworden. In diesem Jahre ist die Diasporagemeinde Zell im Wiesenthal (Baden), welche bei der Bewerbung um das große Liebeswerk in Düsseldorf unterlag, in Vorschlag gebracht. Der Kostenanschlag für den dortigen Kirchbau nimmt 40 000 Mark in Anspruch, wobei Orgel, Glocken und sonstige innere Ausstattung nicht mit inbegriffen sind. „Da nun einschließlich der vorjährigen bedeutenden Vereinsgaben erst 30 000 Mark beisammen sind, so wird es der Gemeinde außerordentlich willkommen sein, wenn durch die gemeinsame Liebesgabe der Frauenvereine ihr die Sorge für Beschaffung der innern Ausstattung der Kirche abgenommen wird." H

(Vom Hauptverein der Provinz Sachsen) Der Jahresbericht des Gustav-Adolf-Vereins aus der Provinz Sachsen klagt, daß er diesmal keine besondern Fortschritte zu rühmen, leider sogar einen Rückgang in der Einnahme von 2000 Mark zu verzeichnen habe. „Wir sehen tagtäglich, wie viel Geld man in Deutschland zu weltlichen Unternehmungen und Festlichkeiten übrig hat; die arme darbende Kirche der Reformation, an deren Erhaltung und Gedeihen unsre nationale Zukunft hängt, wie an nichts anderm, sollte doch nicht daneben wie eine Bettlerin abgefertigt werden." — „Die Zeiten, in denen wir leben, sind vorzüglich geeignet, unsern Gustav-Adolf-Verein als eine wahre Gottesgabe ins Licht zu stellen. Denn wenn wir ihn nicht hätten, wir müßten ihn heute stiften; aber wer weiß, ob es uns gelänge, ob wir den Anklang und die Eintracht fänden, die dazu erforderlich wären. Wir bedürfen seiner mehr denn je." H

(Czernilow in Böhmen) Die Gegend um Königgrätz und Sadowa ist von dem Kriegsjahre 1866 her noch in frischem Gedächtnis. Auf dem Territorium um Königgrätz herum, in 33 Ortschaften, mehrere Meilen weit hin unter streng katholischer Bevölkerung zerstreut, leben etwa 1200 Evangelische, welche zur Gemeinde Czernilow eingepfarrt sind, lauter arme Leute. Es sind dies die spärlichen Reste der alten böhmischen Brüderkirche, die hier herrlich geblüht, aber schließlich unter dem Schwerte der Feinde des Evangeliums kläglich ausgeblutet hat. Die Stadt Königgrätz selbst war einst eine Veste des Glaubens; an einem ihrer Hauptthore hatten die Vorfahren mit goldner Schrift die Worte eingegraben: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde." Gegenwärtig ist sie Sitz eines Bischofs, eine streng katholische Stadt, deren heutige Gesinnung am klarsten dadurch gezeichnet wird, daß jene biblische Aufschrift vor etlichen zehn Jahren beseitigt und als gewöhnlicher Baustein beim Bau eines städtischen Bierkellers verwendet wurde. Aehnlich wie in der Stadt, ist auch in der Umgegend, in den Dörfern die Gesinnung. Die katholischen Pfarrer zehren von reichen Fonds, die aus dem den Evangelischen durch Kaiser Ferdinand II. ehedem konfiszirten Vermögen gebildet worden waren, und nutzen den im Wiener Parlament wehenden römischen Wind nach Kräften aus.

Weder die evangelische Gemeinde noch die evangelische Schule in Czernilow besitzt Fonds zur Bestreitung ihrer laufenden Bedürfnisse. Nur über ein Ackerfeld verfügt die Gemeinde, welches dem Pfarrer statt Baargehalts zur Nutznießung überlassen ist, aber lange nicht hinreicht, um seiner zahlreichen, aus elf unversorgten Kindern bestehenden Familie die nötigen Mittel zu deren Nahrung, Kleidung und Erziehung bieten zu können. Die gegenwärtige Generation in der Gemeinde hat zu Neubau von Kirche, Pfarre und Schule schreiten müssen, da die alten, aus Holz notdürftig hergestellten Baulichkeiten morsch geworden; obendrein mußten mehrere Friedhöfe hergestellt werden, sodaß die Gemeinde seit langem unter Schulden seufzt, welche wiederholter Mißwachs zu heben wenig geeignet war; zur Zeit lasten noch über 2000 Gulden auf ihr. Dazu kommt nun noch eine weitere grausame Schulnot. Die Zahl der Schulkinder ist auf rund 130 gestiegen; die Bezirksschulinspektion verlangt Anbau eines zweiten Schulzimmers mit Lehrerwohnung und Berufung eines zweiten Lehrers, umso dringender, seit epidemische Krankheiten der Ueberfüllung des Schulraums zugeschrieben werden konnten. Die Gemeinde steht vor der Gefahr, ihre Schule, als dem Gesetze nicht entsprechend, gesperrt zu sehen. Auf besonderes Wohlwollen kann sie seitens der Behörde nicht rechnen; die kaiserlich königlichen Bezirksschulinspektoren sind in der Regel katholische Priester, oder doch Leute mit ausgeprägt katholischer Gesinnung, darunter kein einziger Protestant. Darum ist auch die Tendenz dieser Inspektoren dahin gerichtet, jeden Vorwand zu benutzen, um die evangelische Schule zu beseitigen und die evangelischen Kinder in die katholische Schule zurückzubringen, wo die Proselytenmacherei, die in Oesterreich noch immer eifrig betrieben wird, mit ihnen ein leichteres Spiel hätte. Die Schule zu Czernilow wird das nächste Jahr nicht sehen, wenn nicht ernstliche Anstalten zur Erweiterung getroffen werden. Der nötige Anbau wird wenigstens 3000 Gulden erfordern; die Anstellung des zweiten Lehrers jährlich mindestens 300 Gulden. Wird der Gemeinde, welche schon 2000 Gulden Schulden hat, und ihrem Pfarrer Baargehalt zu geben außer stande ist, nicht von auswärts Hilfe zu teil, so muß sie entweder finanziell zu Grunde gehen oder 130 evangelische Kinder an die römische Propaganda ausantworten. H

Zur freundlichen Beachtung

(Probenummer) Die Verlagshandlung ist in der Lage, noch weitere Probenummern und Quartalbände zu versenden. Vgl. Nr. 15, S. 135.

(Druckfehler) In Nr. 16, Seite 154, ist ein häßlicher Druckfehler stehen geblieben. Der Sohn Augustins hieß Adeodatus: a deo datus d. i. von Gott gegeben.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Bekanntmachung

Auf dem preußischen Eichsfeld ist die evangelische Pfarrstelle von **Kirchohmfeld** bei Worbis mit dem Filial Kaltohmfeld zu besetzen. Bewerber haben ihre Meldung bei dem Grafen **von Wintzingerode** zu Merseburg einzureichen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig